

**Ausschnitt aus Kapitel 3 von „Konzert für die Unerschrockenen“ von Bettina Spoerri
(Braumüller, ISBN 978-3-99200-096-8, erscheint 20.08.2013)**

Die U-Bahn rattert durch die engen Tunnels. Jemand hat das Fenster an der Verbindungstür zum vorderen Wagen aufgeschoben, und ein kühler Wind zerzaust die Haare der Frauen, wühlt im dünnen Papier der Zeitungen. Über den Köpfen der Passagiere, die mir gegenüber sitzen, zieht sich das dunkle Band der Strecke, ich lese wie immer alle Namen der Stationen. Hatton Cross. Hounslow. Boston Manor. South Ealing. Acton Town ... Unter „Boston Manor“ stelle ich mir ein reiches Villenviertel vor, „Acton Town“ klingt eher nach einem amerikanischen Actionfilm, nach heruntergekommenen Fassaden und einem gesichtslosen Einkaufscenter. Polternd fährt die Bahn in Richtung City, doch von Stadt ist noch nichts zu sehen, nur mit Pflanzenranken überwachsene Schallmauern, ab und zu ein Stück lichter Wald oder ein Hinterhof-Garten.

Mir gegenüber sitzt jetzt eine junge schwarze Frau, die ihre Tasche an sich drückt und mit leerem Blick auf den hellbraunen Kunstboden starrt, neben ihr ein älterer Mann in einem blauen, fleckigen Arbeitsoverall; er döst vor sich hin, schreckt aber bei jedem Halt auf und hält nervös nach dem Namen der Station Ausschau. Ein Inder oder Pakistaner steht im Eingangsbereich und hält sich mit einer Hand eine zitternde Zeitungsseite nah vor die Augen, während er mit der anderen Hand die Stange umklammert. Zwei Männer mittleren Alters versuchen miteinander zu reden und verstehen einander wegen des Ratterns des Zugs kaum – was sie nicht daran hindert, sich von Station zu Station weiter anzuschreiben.

Gloucester Road, South Kensington, Knightsbridge. Die Kleider werden gepflegter und teurer, die Absätze der Frauenschuhe höher, die Aktenkoffer zahlreich. Die Fahrten zwischen den Stationen verkürzen sich. Noch zwei Stopps. Jetzt kommt Hyde Park Corner. Einmal ist Leah mit mir, Daniel und Mutter durch den Hyde Park spazieren gegangen, mitten im Sommer. Die Wiesen und Bäume waren von einem so satten Dunkelgrün, wie ich es noch nie gesehen hatte. Mutter und Leah gingen langsam nebeneinander her und waren in ein Gespräch vertieft, während Daniel und ich vorausliefen. Er zeigte mir einen seltsam verformten Pilz und amüsierte sich über meinen Ekel, ich winkte ihn zu einem Platz nahe bei einem Bach heran, wo fünf kleine Enten herumtapsten. Wie immer provozierte er mich und machte sich über meine Entdeckungsfreude lustig. Halb war ich beleidigt, halb spielte ich die Beleidigte, so sehr war ich seine Neckereien gewöhnt. Einmal hielt mir Daniel ein kleines rotes Gemüse unter die Nase und sagte, diese Radieschen seien sehr gut und gar nicht scharf. Und als ich darauf beharrte, dass ich wisse, dass das weisse Innere dieser Kugel scharf wie Rettich sein

konnte, versuchte er mich zu überzeugen: Du musst nur gleich das Ganze in den Mund nehmen, dann brennt es kein bisschen. Ich meinte: Dann brennt es doch nur noch mehr. Aber Daniel redete auf mich ein und nannte mich eine „Feiglingin“. Bis ich ein Radieschen in den Mund nahm und zubiss. Sogleich schossen mir wegen der Schärfe die Tränen in die Augen. Ich spuckte das Radieschen aus. „Ich habe dir sowieso nicht geglaubt!“, schrie ich. „So?“, höhnte er: „Und warum hast du’s trotzdem gemacht?“

Einmal schlossen wir eine Wette ab: Wer mehr Sirup trinken konnte, hatte gewonnen. Ich wollte es wagen, obwohl ich wusste, dass er wohl wieder gewinnen würde. Wir tranken und tranken, rülpsten und hielten uns die schmerzenden Bäuche. Dann wurde mir zuerst schlecht. Doch Daniel musste sich noch bis zum Abend mehrmals übergeben. Dieses Spiel wollte er später nicht mehr wiederholen.

Wir rauften, schlugen und stiessen uns, schnappten uns gegenseitig Spielzeuge oder Essen von den Tellern weg. Diese Ungezwungenheit zwischen uns verschwand aber irgendwann. Damals hatte ich auch nicht gewusst, was Daniel beschäftigte, doch er war mir vertraut. Die Rollen waren festgelegt. Der grosse Bruder führte die kleine Schwester an der Nase herum und nutzte jede Gelegenheit, um seine Überlegenheit zu demonstrieren.

Out of order. Die Rolltreppe streckt ihre scharfen Metallzähne in die Luft. Die Menschen nehmen das ungerührt hin und steuern, ohne nur eine Sekunde zu zögern, auf die Treppe zu. Leah hat immer sehr ungehalten reagiert, wenn die Rolltreppe ‚ihrer‘ U-Bahn-Station wieder einmal nicht funktionierte, weil es keinen Lift gab. „Das kommt einfach zu oft vor“, schimpfte sie, „die müssen die ganze Zeit irgendwelche Reparaturarbeiten an dieser U-Bahn machen – mal die Schienen, dann die Wände, und immer wieder die Rolltreppen.“ Jedes Mal wies sie darauf hin, dass die Station am Ende ihrer Strasse die mit der längsten und steilsten Rolltreppe in ganz London sei. Tatsächlich sanken die Passagiere auf ihr in einen grossen, unersättlichen Schlund. Ich hielt mich immer am Laufband fest, wenn ich auf ihr in die Tiefe fuhr. Stand die Rolltreppe still, musste Leah entweder zur Busstation gehen oder die Treppe hinuntersteigen. Sie setzte Fuss vor Fuss, hielt sich am Geländer fest, machte immer wieder Pausen. Einmal erzählte sie mir, wie sie damals mit dem schweren Cellokasten in der U-Bahn von Musikschüler zu Musikschüler fuhr und hunderte von diesen Treppen zu Fuss auf- und absteigen musste, weil immer irgendwo eine Rolltreppe *out of order* war. Auch über die englischen Krankenhäuser schimpfte Leah. Die Betreuung sei schlecht, das *equipment* primitiv. Und *very dirty*.

„Aber das hier ist eben nicht die Schweiz!“, pflegte sie zu sagen.

Einmal fragte ich Leah, ob sie denn nie in die Schweiz habe zurückkehren wollen. „Die Schweiz“, sagte Leah, „ist schön für die Ferien, für einen Besuch. Aber ich könnte da nicht mehr leben.“ Das sagte sie in einem entschiedenen Tonfall, der sich jede weitere Frage verbat.